



Barbara Duden

## Mein Genom und ich

### Fragen der Historikerin des Körpers [1]

In den letzten Monaten wird mir mehr und mehr bewusst, dass die Grundbegriffe, mit denen in der Frauengesundheitsbewegung hantiert wird – Gesundheit, Vorsorge, Risiko, Information, Entscheidung, Verantwortung, Selbstbestimmung – alle aus dem gleichen Stoff gemacht sind. Sie sind so gebaut, dass sie die willige Konsumentin des bio-medizinischen Dienstleistungs- und Beratungsangebots als ein Konstrukt herstellen: Die bio-optimale Frau. Sie ist eine Voraussetzung dafür, dass heute etwas Neues greifen kann: die Verwandlung der Frau in ein zweibeiniges Genom. Im Folgenden möchte ich eine Entkörperung des Erlebens thematisieren, die neu ist, und tiefer greift als alle Medikalisierung vordem. Ich meine die entkörpernde Konsequenz der »Freisetzung genetischer Begrifflichkeit« (vgl. Goettle 2001). Es geht mir nicht um die viel diskutierten Konsequenzen der artverändernden biologischen Manipulationen im Freiland, sondern um die Freisetzung des »Gens« in der Umgangssprache von Frauen. Das Wimmeln von Wörtern wie »Gen«, »genetisch«, »Genom« in unseren Alltagsgesprächen, im Reden über Brustkrebs, Schwulen-Neigung, Altersvertrottung und das kommende Kind. Was sagen diese Wörter, wenn sie in scheinkonkreten Sätzen über »dich« oder »die dort« verwandt werden. Es geht mir um die Folgen der Verwendung dieser Wörter in Sätzen über »dich« oder »die dort« als Gen-Trägerin, und deshalb um neues Denken oder Phantasieren über mich selbst als ein gen-bestimmtes Wesen.

Vor über zwei Jahrzehnten schrieb das Bostoner Kollektiv seinen Bestseller: »Our Bodies – Ourselves« (deutsch: unser körper unser leben, 1980). Für Generationen war das der Slogan, der unter dem Segel der »Selbstbestimmung« und Selbst-»Aufklärung« vor allem die biologische Selbst-Versachlichung vorantrieb. Die Wortverbindungen »ich und mein Körper«, »mein Bauch gehört mir« standen für die Forderung, sich bewegt, alternativ besitzergreifend, »als Frauen« zu einem Objekt zu verhalten – einem Körper, den wir »haben«. Es ging darum, sich selbst, als Frau, einen »Körper« zu verschaffen, der damals ein Zwitter war, halb streng medizinisch-professionell definiert, halb selbstbewegt garniert. Sicher hat diese Besitzergreifung vielen Frauen zu einem eigenständigeren, auch freieren körperlichen Dasein verholfen.

Dennoch habe ich mich oft gefragt, wie weit wir damit die entkörpernde Popularisierung von Laborkonstrukten vorbereitet haben, an deren Ende es heute schon selbstverständlich wird, »ich und meine Gene« zu sagen. Damals stand »ich und mein Körper« dafür, aus dem Supermarkt des Medizinkonsums in »informationeller Selbstbestimmung« sich das passende Objekt wählen zu dürfen. Aber damals ging es noch in etwa um einen Körper, den eine »haben« konnte, um Fleisch und Blut, Anatomie, Physiologie, spürbare Symptome, Diagnostik, Therapie und Gegenwart. Heute leistet das »reflexive Gen« – ich und meine Gene – die Synthese von Genotyp und Phänotyp, verbäckt Mathematik und Soma. Jeder Satz, der die »Gene« und die erste Person Singular, das »ich« zusammenspannt, ist nicht unschuldig, denn er versetzt die Sprecherin in einen fiktiven, fleisch- und blutlosen, wahrscheinlichkeitstheoretischen Rahmen mit neuen Verhaltens- und Denkwängen des selbstverantwortlichen Managements in der Wahl vorgegebener Optionen im Rahmen des Risiko-Kalküls.

Ich will das Oxymoron – den Widerspruch in sich – des Ausdrucks »mein Genom und ich« nicht im Für und Wider eines sachlichen Arguments erörtern, nicht von dem »Genom« und dem »Gen« als einem Etwas sprechen, einer Sache, die anscheinend ist. Das wäre ein Fehler. Ich möchte das Augenmerk darauf lenken, dass in dem Schatten, den die Genetik auf die Alltagssprache wirft, die erste Person der Einzahl – das »ich« – zu etwas Neuem wird. Denn man kann nicht von »deinen Genen« sprechen, ohne dass du selbst verändert wirst. Keine





schwängere Frau kann sich einer genetischen Beratung unterziehen, ohne sich selbst, ihre eigenste, innigste Konstitution im Spiegel des ihr suggerierten fötalen Risiko-Profiles zu sehen. Keine Frau kann sich beraten lassen, ob sie den Gen-Test zum Brustkrebs machen soll, ohne sich selbst als Resultat eines Lottos zu verstehen. Und jede Frau, die in der Bildzeitung die Ente vom »Gen für Fettleibigkeit« gelesen hat und kopfschüttelnd an sich herunter schaut, ist in Gefahr, statistische Konzepte in ihrem Fleisch zu verankern und ihnen dadurch Wirklichkeit zu verleihen. Sie hält sich – buchstäblich – für eine Expression eines genetischen Programms. Ich bin umgeben von Menschen, die sich selbst verdinglichen. An der – ursprünglich technischen – Universität Hannover habe ich oft mit Kollegen zu tun, die ihre Selbstobjektivierung als persönliches Programm betreiben; mit Akademikern, die nicht nur in der Umgangssprache Worte durch algebraische Zeichen ersetzen; Kollegen, die, was sie vom Leben erwarten, in den Begriffen des Durchschnitts der Population fassen, in die sie sich einreihen; mit Kollegen, die nicht mit mir, der Barbara sprechen, sondern die mich für den Phänotyp meines Genoms halten. Ich habe an Podiumsdiskussionen teilgenommen, wo über »sie« als Brustkrebs-Risiko verhandelt wurde. Ich habe mich daran gewöhnt, wenn von ihrem Embryo oder Fötus als einem »Risiko« gesprochen wird. Neulich musste ich einen Teilnehmer an einer Podiumsdiskussion unterbrechen, der in Bezug auf mich anhub zu sagen, »als System, Barbara...«. Ich halte einen solchen faux pas für eine bedauerliche Verwirrung, wenn sie von einer Studentin kommt, aber für einen Fall von

Harrassment, wenn ein Kollege so über mich spricht. Meist ist es unmöglich, eine solche Aggression von »misplaced concreteness« zurückzuweisen, denn allzuleicht lande ich bei einem solchen Wortwechsel in der epistemischen Falle der Selbst-Objektivierung. Wenn ich anfinde, über »meine genetische Anlage« in der Umgangssprache zu diskutieren, dann verwandelte ich mich in ein Immunsystem oder mutierte zum Cyborg, als den Donna Haraway sich/uns versteht (1984, 1995). Der Versuch, sich über »Gene«, »Genom«, »Genetik« objektivierend auseinander zu setzen, nähme mir die nötige Distanz, die ich brauche, um den Vorgang im Kopf zu behalten, den Sarah Franklin einmal als »erasure and replacement« bezeichnete (1988). Sie hat damit den entkörpernden Effekt von Medienberichten charakterisiert, in denen in wenigen Zeilen bruchlos das Register gewechselt wird: von Frau Horton, die an unerwünschter Kinderlosigkeit leidet, zu Eiern und Petrischale und Befruchtung und zurück zu Frau Horton. In Interviews unserer Forschungen zum »Alltags-Gen« sagte eine Befragte das so: »Bei Erbkrankheiten, da kann man doch dann in den ›falschen Genen‹ was raus-schnippeln«.

Ich weigere mich, über eine vermeintliche Sache, »Gen« und »Genom«, zu reden, und konzentriere mich statt dessen auf die Wirkung der Umgangssprache über Gene, wenn sie sich auf die erste Person Singular bezieht, auf die Autopoiesis, die Selbstschöpfung des Genoms durch die Sprecherin, durch das Gen-Gerede, den Kurzschluss von Genotyp und Phänotyp. Denn unvermeidlich wird das »ich«, das doch in jedem Satz die Autorität der Sprecherin zur Aussage bringt, von »Genen« infiziert. Durch die Freisetzung und das Wuchern der »Gene« in der Sprache, wird der Selbsthinweis auf die Sprechende zu einer deixis, zu einem Hinweis auf das Genom. Die Sprecherin macht sich selbst zum Aus-Druck, also zum Phänotypus ihres Genotypus. Dazu sechs Punkte:

1. »Gen« ist eine Ziffer. Im Laborgespräch der Molekularbiologen steht das Wort, wenn es überhaupt verwendet wird, für jeweils das, wofür es der Kreis der anwesenden geprüften Genetiker einsetzt. Im Labor hat das Wort weder Sinn noch Bedeutung, es ist eine Art Denkhilfe, eine konzeptuelle Krücke. Aber im Alltagsgespräch impliziert es immer etwas Zukünftiges, Abstraktes und steht deshalb im Widerspruch zum »ich«, dem concretissimum praesens, der zartesten und konkretesten Gegenwart derer, die in diesem Moment eine Behauptung wagt. Ich kann meine »Gene« nicht sehen, tasten, riechen oder schmecken, und doch wird behauptet, dass sie mich bestimmen. In diesem Sinn unterscheidet sich die sogenannte »genetische Diagnostik« nicht von anderen Bio-urteilen wie meinem Krebs-





Risiko, meiner T-Zellen-Zählung, meinem EEG oder EKG. Aber das Genom riecht im Alltag für den Laien nach Horoskop. Nach self-fulfilling prophecy. Das Wörtlein »ich« verweist auf das Unaussprechliche, Geheimnisvolle, das ich bin.

2. »Gene« treten auf, um Funktionen, Programmelemente eines Agency, eines Etwas, zu bestimmen. Das Wort »ich«, das ist der Anfang einer Tat. Da ich nicht in Molekularbiologie ausgebildet bin, habe ich mich in Handbüchern der Genetik kundig zu machen versucht, und habe mit Erstaunen festgestellt, dass es auf der ganzen Welt keine wissenschaftliche Instanz gibt, die definieren

könnte, was das »Gen« tatsächlich ist. Es ist ein Wort, das Konfusion bewirkt. Genetiker (wie meine Doktorandin Silja Samerski) erklären mir, dass das »Gen« wie ein Chamäleon ist. Zwar ist es der Molekularbiologie in den siebziger Jahren gelungen, die DNA direkt zu untersuchen, aber den vielfach beschworenen »Atomen der Biologie« ist man damit nicht näher gekommen. Im Gegenteil: Alle Versuche, »Gen« einzukreisen und zu definieren, mussten nach und nach aufgegeben werden. Denn es ist nicht diskret – es gibt überlappende Gene. Es ist nicht kontinuierlich – es gibt Introns. Es hat keinen festen Ort, schließlich gibt es springende Gene. Es kann keine abgegrenzte Funktion geben, denn es gibt auch Pseudo-Gene. Es hat keine klaren Grenzen, denn die Sequenzen sind variabel. Bereits 1984 erkannte der Genetiker Raphael Falk diese Unschärfe: »Mit jeder neuen molekulargenetischen Entwicklung wurde offensichtlich, dass das Gen nichts anderes war als ein intellektuelles Hilfsmittel für die Organisation von Daten. So hat es sich in der Fachwissenschaft als fruchtbar erwiesen, so zu tun, als ob es Einheiten gäbe, die man GENE nennt« (Falk 1984), und folgerichtig definiert der Wissenschaftsphilosoph Philip Kitcher: »Ein Gen ist alles, was ein kompetenter Biologe Gen nennt.« (1992) Das »Gen« ist also etwas X-Beliebiges. Wenn das Wort nichts Genaues bezeichnet, was sagt es dann aber im Alltagsgespräch? Das Wort in den Alltag eingefädelt, ist aufgeladen und wirkt magisch. Die Fähigkeit in der Wissenschaft, die Sache eindeutig zu definieren, verschwand in der gleichen Geschwindigkeit, mit der inzwischen Laien herunterrattern können: »In jeder Zelle unseres Körpers sind die Gene, die den ganzen Bauplan des Menschen ausmachen«. Das Genom wird immer häufiger zur Erklärung für eine Eigenart, zum Ursprung und zur Ursache fürs Dasein, für alles und jedes verwendet. Auf das »ich« bezogen, ersetzt es das Persönliche, Moralische, Einzigartige meines So-Seins und Handelns durch eine biologische Deutung der eigenen Lebensführung.

3. »Ich« ist ein Fürwort. Es ist ein Zeichen für etwas, wofür es kein Wort geben kann. Das »ich« ist nicht ein Pronomen, kein Pro-Noun, es steht nicht für ein klassifizierendes Hauptwort, auch nicht für einen nichts-sagenden Namen. Denn die Sache liegt umgekehrt, der Name deutet auf jenes »ich« hin, das jenseits der Wörter liegt. »Ich« ist eine sprachliche Geste, die auf die somatische, also leibhaftige Selbstwahrnehmung verweist. Wenn ich nun vom Nächsten, ja selbst vom kommenden Kind, als gen-bedingtes Etwas spreche oder denke, wenn »ich« »dir« so etwas (!) antue, kann ich nicht umhin, mich selbst zu so etwas zu erniedrigen, selbst zu einem sprechenden Genom zu werden. Zu dem, für das meine post-modernen Kollegen sich (und mich) halten. Wenn die Politiker heute die »Entschlüsselung des Genoms« als Epochensprung in der Geschichte, Gesellschaften zweibeiniger Genome propagieren, setzt das voraus, dass das Gen zu »Körper« wird, und zwar durch das liturgische Gerede der Gen-Gläubigen.

4. »Gen« ist ein Plastikwort. Nicht vieldeutig, sondern so wild-deutig, dass es nichts mehr genau bezeichnen kann. Es steht in wildem Gegensatz zum »ich«, das eindeutig nur den auf die Brust gerichteten Gestus des

Sprechers meint, weist also auf das apo-phatische – nicht in Worten fassbare – Wesen meiner Existenz hin. Wenn ich von »Gen« als Plastikwort spreche, greife ich Beobachtungen des Sprachwissenschaftlers Uwe Pörksen auf (1992). Er identifiziert zwei Dutzend neue Plastikwörter und behauptet, das Neue, zu dem sie alle beitragen, sei eine »Mathematisierung«, genauer, Algebraisierung der Umgangssprache. Wie »Energie«,



»Prozess« oder »Information« sind die Ausdrücke, die für einige Jahre als technische Begriffe in der Wissenschaft funktionierten und von da in die Umgangssprache auswanderten. Wenn man sie in den Mund nimmt, klingt das enorm wissenschaftlich, tatsächlich aber nimmt man ein Wort, das in der Wissenschaft noch eine erkenntliche Denotation – Bezeichnungskraft – haben sollte, und reichert es im umgangssprachlichen Gebrauch mit ungeheuren Konnotationen, Assoziationen an, sodass es jede präzise Bezeichnungskraft verliert. Pörksen schrieb sein Buch vor zwanzig Jahren. Heute müsste er das »Gen« in seine Sammlung aufnehmen. Aber dieses Wort hat eine besondere Macht. Es wirkt wie die Handgranate, die im Ersten Weltkrieg in der Hand meines Groß-Onkels explodierte. Jedes Mal, wenn eine das Wort in den Mund nimmt, wird ein Stück somatische Selbstwahrnehmung abgerissen, und das macht aus der Sprecherin ein Mosaik, das aus abgefallenen Elementen der »Wissenschaft« zusammengesetzt ist.

5. Das Gerede vom »Gen«, der »Genetik«, dem »Genom« ist ein mächtiger Stimulus für kranke Phantasien, wilde Träume. Ich habe eine Freundin, die vor kurzem geheiratet hat. Seit drei Jahren versucht sie, ihre Gen-Phantasien loszuwerden, um empfangen und gebären zu können. Sie hat bisher nichts mit einem Zahnzieher Vergleichbares gefunden, um sich von den seelischen Abszessen zu befreien. »Gene im Kopf« haben ihre Phantasie zu einer Stellation von Monstern gemacht, die sie gebären könnte. Es ist in Deutschland kaum möglich, sich einer vorgeburtlichen genetischen Beratung zu unterziehen, ohne dass dadurch solche schwer ausrottbaren Phantasmen geweckt werden, die man nicht mehr los wird. Was geschieht dem Selbstbewusstsein einer Frau, wenn sie sich als potenzielle Mutter einer Menagerie »falscher Gene« fühlt?

6. »Gene«, gleich ob in der Wissenschaftssprache oder in der Alltagssprache verwendet, besagen niemals etwas anderes als eine statistische Wahrscheinlichkeit einer Korrelation, die in einer Bevölkerung behauptet werden kann. Wenn also z.B. einer Frau Duden in der genetischen Beratung gesagt würde, die Wahrscheinlichkeit für x sei 0,5%, dann sagt das nichts über das kommende Kind oder den befürchteten Krebs aus. Ein »persönliches Risiko« gibt es nicht. Wenn zweihundert Frauen mit Frau Dudens Wahrscheinlichkeitsprofil ein Kind bekämen oder einen Krebs, wäre eine auf zweihundert betroffen. Ob sie aber zu den 99,5% gehört oder zu den 0,5%, über die für sie existenzielle Frage geben diese Zahlen keine Auskunft. Aber unausweichlich hat das Geschwätz über unsere »Gene«, im Bundestag oder in den Medien, eine symbolische Bedeutung für die Person, die das bedeutsam findet. Wenn man von den »Genen« in Bezug auf andere spricht, und, noch schlimmer, wenn eine sich über die »Gene« ihres kommenden Kindes besorgt, hat das sprachlich eine Wirkung wie die Retroviren von AIDS: ein Virus, das das Soma umschreibt. Das statistische Unding wird als »Gene im Kopf« in die Selbstwahrnehmung eingeschrieben und löscht damit das hier und jetzt, den leibhaftigen Referenten derer, die »ich« sagt.

Ich – das kann man sehen, das braucht man nicht zu glauben – bin nicht »wahrscheinlich«, so wie ich nicht der Aus-Druck eines Genoms bin. Und mir scheint diese leibhaftige Sicherheit eine Notwendigkeit zu sein, um bei sich zu bleiben – mutig.

Ich habe in sechs Punkten zu zeigen versucht, welche symbolische Funktion das Gen-Gerede, die Freisetzung genetischer Begrifflichkeit, aus der Perspektive einer Historikerin des Körpers hat und dass im Schatten der Human-Genetik die erste Person Singular oder das Personalpronomen »ich« subtil, tief und wohl unwiederbringlich affiziert wird. Zum Schluss noch ein Punkt, der frauenpolitisch bedeutsam sein mag: Je länger ich zur Zeitgeschichte leibhaftiger Frauen und zur politischen und sozialen Bedeutung des Frauenkörpers arbeitete, und je länger ich versuchte, für mich zu klären, was denn hinter dem Widersinn der Propagierung vom Brustkrebs-Gen oder dem kommenden Kind als genetischem Anlageträger steckt, umso mehr meine ich, dass die »Gene« als trojanisches Pferd dienen, mit dem statistische und kybernetische Konzepte wie »Risiko«, »Wahrscheinlichkeit«, »Information«, Option und »Entscheidung« in den Alltag eingeschleust werden. Gen-Gläubigkeit verlangt,



sich selbst und sein Gegenüber als ein selbststeuerndes System zu verstehen, das bei entsprechendem Input eigenverantwortlich funktioniert. Es trifft vor allem Frauen. Sie sitzen in den genetischen Beratungs-Gesprächen, als Schwangere, als Krebs verängstigte. Wohl weil unser Fleisch in einer einzigartigen Weise wirklich, leibhaftig, für das »noch nicht« stand, die »gute Hoffnung«, das leibhaftige Vertrauen ins Zukünftige. Vor allem schwangere Frauen werden heute über die Existenz und Mächtigkeit von »Genen« unterrichtet, sodass die statistischen Zahlen den Anschein erhalten, sie kämen nicht aus dem Computer, sondern würden körperliche Vorgänge widerspiegeln. Indem »Gene« in die Tiefen des körperlichen Seins projiziert werden, bekommen die Risiko-Kalküle einen fiktiven, aber wirksamen Ankerpunkt im weiblichen Körper. »Gene« reiben, über ihre symbolische Wirkmacht in Frauen, das Risiko-Management unter die Haut. Im öffentlichen Gespräch vom »Gen« verleihen die schwangere und die krebssige Frau der umstrittenen wissenschaftlichen Tatsache »Gen« Bedeutung und Gegenständlichkeit und statistischen Konzepten einen Wirklichkeitsstatus. Das konkreteste, zarteste und irgendwo immer noch Geheimnisvolle des Somas der Frauen wird im öffentlichen Gen-Gerede und Gen-Betrieb zum Symbol für die Forderung nach einem beispiellos entkörpernden Selbstbezug.

Ich möchte gen-gläubige Frauen zum A-Genismus einladen, zum gewitzten Lachen über den Spuk, dass wir durch die Freisetzung des »Gens« in die Umgangssprache, durch seine Allgegenwart in Kneipen und Schulen und Zeitungen lernen sollen, dass wir das Resultat eines Programms sind. Ich meine wirklich, dass niemand einem anderen »Gene« zuschreiben kann, ohne zu sagen »ich auch«. Die öffentlichen Sprechakte vernichten so das »ich«, geben einem Nichts ohne Fleisch und Blut den Schein, es hätte mit Soma, mit Leib zu tun. Gegen diese Leibvergessenheit hilft nur ein gründlicher A-Genismus.

#### **Anmerkungen:**

1: Vortrag auf der Fachtagung des Frankfurter Zentrums für Ess-Störungen, 17.8.2001.

#### **Literatur:**

- Falk, Raphael, 1984: »The Gene in Search of an Identity«. In: Human Genetics 68, 195-204
- Franklin, Sarah, 1988: »The Gene as Fetish Object on TV«. In: Science as Culture 3, 92-100
- Goettle, Gabriele, 2001: »Gen-Versuche. Gespräch mit Silja Samerski«. In: TAZ, 27.8.
- Haraway, Donna, 1984: »Lieber Kyborg als Göttin«, in: Lange, B. R, u. A.M. Stuby: »1984«, Berlin/W. (Wiederabdruck in: dies., 1995: Monströse Versprechen, Hamburg, 165-184)
- Kitcher, Philip, 1992: »Genes«. In: Fox-Keller, E., u. E. Lloyd (Hg.): Keywords in Evolutionary Biology. Cambridge/Mass., 128-131
- Pörksen, Uwe, 1992: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, Stuttgart
- Samerski, Silja, 2001: »Sie müssen irgendwann 'ne Entscheidung treffen«. Eine Untersuchung über die Popularisierung eines neuen Entscheidungsbegriffes in professionellen Beratungsgesprächen, dargestellt am Beispiel der genetischen Beratung. Dissertation Universität Bremen
- The Boston Women's Healthbook Collective, 1980: unser körper unser leben, ein handbuch für frauen. Reinbek bei Hamburg

**AUTORIN** ☒ BARBARA DUDEN HAT GESCHICHTE UND ANGLISTIK STUDIERT. SIE IST PROFESSORIN AM INSTITUT FÜR SOZIOLOGIE UND SOZIALPSYCHOLOGIE DER UNIVERSITÄT HANNOVER. IHR ARBEITSSCHWERPUNKT IST DIE GESCHICHTE DES ERLEBTEN KÖRPERS. SIE SELBST BEZEICHNET SICH ALS KÖRPERHISTORIKERIN. ERSCHEINEN SIND VON IHR U.A.: »GESCHICHTE UNTER DER HAUT. EIN EISENACHER ARZT





UND SEINE PATIENTINNEN UM 1730.« STUTTGART, 1987; »DER FRAUENLEIB ALS ÖFFENTLICHER ORT. VOM MIßBRAUCH DES BEGRIFFS LEBEN.« HAMBURG, ZÜRICH, 1991; »DIE GENE IM KOPF – DER FÖTUS IM BAUCH. HISTORISCHES ZUM FRAUENKÖRPER.« HANNOVER, 2002

**QUELLE** ☒ DUDEN, BARBARA (2001): MEIN GENOM UND ICH – FRAGEN DER HISTORIKERIN DES KÖRPERS. IN: »DAS ARGUMENT. ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN«. HEFT 4/5 (NR. 242): "GEBURT DES BIOKAPITALISMUS", 2001, JG. 43; ARGUMENT VERLAG: S. 634-639

**AUS** ☒ GENE GIBT ES NICHT, **alaska:materialien**, 2006, S. 26-31





■ **halluziNoGene** ■ **anderes** ■ **www.halluzinogene.org** ■





■ **halluziNoGene** ■ **anderes** ■ **www.halluzinogene.org** ■







■ **halluziNoGene** ■ **anderes** ■ **www.halluzinogene.org** ■

